



Die «direkte Begegnung» als Lebensschule nach Erich Fromm.

(12. Brief)

„Der Mensch kann nur als vergesellschaftetes Individuum leben.“

Erich Fromm – vom Einzelkind zum Psychoanalytiker der Gesellschaft.

Dr. Rainer Funk schreibt:

«Als Einzelkind geboren und aufgewachsen zu sein, prägt einen sicher anders, als wenn man mit Geschwistern groß wird. Fromm wuchs im Frankfurter Westend als Einzelkind auf. Es gab rege Kontakte vor allem zur großen väterlichen Verwandtschaft, in der es aber kaum Kinder gab. Auch hier stand das Kind Erich meist allein einer eher älteren Erwachsenenwelt gegenüber, denn Fromms Vater war das zweitjüngste von insgesamt zehn Geschwistern, die fast alle kinderlos blieben. Einzig zu Charlotte aus Berlin, einer drei Jahre älteren Cousine mütterlicherseits, hatte Erich eine herzliche geschwisterliche Beziehung, wenn diese ihre Ferien bei Tante Rosa, Fromms Mutter, und dem Cousin Erich in Frankfurt verbringen durfte. Auch hatte sein Vater in seiner Beerenweinhandlung in der Liebigstraße einmal einen jungen galizischen Mitarbeiter namens Oskar Süßmann eingestellt, mit dem der 12- und 13-jährige Erich stundenlang diskutierte. Insgesamt aber gab es für das Einzelkind in der Familie wenig Kontakte mit Gleichaltrigen.

Es kam hinzu, dass Fromms Vater ängstlich und eifersüchtig darum bemüht war, dass sein Junge Erich – abgesehen vom Besuch des Wöhlergymnasiums – möglichst keinen weiteren außerfamiliären Kontakten ausgesetzt war. Sein Vater habe, so sagt der 79-Jährige Fromm in einem Interview, „keine Angst um sich gehabt, aber eine neurotische Angst um mich, so dass ich als Einzelkind in einer schlechten Lage war. (...) Er liebte mich als kleines Kind, aber er war auf alle meine Freunde eifersüchtig.“

Die alltägliche Wahrnehmung des Kindes und Jugendlichen Fromm, oft

einer Welt gegenüber zu stehen, die nicht seine Welt ist, wurde durch die Tatsache, dass er in einer jüdischen Familie aufwuchs, noch verstärkt. Als Fromm geboren wurde, war es noch keine 40 Jahre her, dass es den Juden Frankfurts erlaubt war, auch außerhalb des Judenghettos zu leben und bürgerlichen Berufen nachzugehen.

Die bis dahin erzwungene soziale Orientierung an der eigenen Glaubensgemeinschaft bestimmte noch immer das gesellschaftliche Verhalten der meisten jüdischen Familien. Jude zu sein bedeutete deshalb auch noch immer, einer gesellschaftlichen Mehrheit gegenüber zu stehen, die einem fremd ist.

Damit nicht genug: Väterlicherseits gab es eine lange Tradition, sich von jenen jüdischen Gruppierungen abzugrenzen, die sich dem liberalen christlichen Bürgertum zu assimilieren trachteten. Die in der Familie streng befolgte orthodoxe jüdische Religionspraxis war die Lebensschule, auf die der jugendliche Fromm besonders stolz war. Sie war es aber auch, die ihn als Fremden fühlen ließ: „(Ich lebte) eigentlich halb in dieser Welt der alt jüdischen echten Tradition und halb in der modernen Welt: Ich ging in Frankfurt auf die Schule und hatte die Einflüsse, die jeder andere junge Deutsche hatte in dieser Zeit. Aber ich blieb damit eben sehr allein: Nicht nur, weil man als Jude in Deutschland immer etwas eine Ausnahmestellung hatte, wenn auch keineswegs eine unangenehme. Ich blieb aber auch alleine, weil ich mich nie ganz zu Hause fühlte in der Welt, in der ich lebte, aber natürlich auch nicht in der alten Welt der Traditionen, denn diese war eben auch nicht mein täglicher Umgang.“

Das vorstehende Zitat aus einem Fernsehinterview, das Jürgen Lodemann und Micaela Lämmle 1976 geführt haben, enthält die Grundfrage des jungen Fromm in zugespitzter Formulierung: Er nimmt nicht nur wahr, dass er sich als Einzelnr einer Welt gegenüber sieht, die nicht seine eigene ist; er erkennt auch, dass er einen Weg finden muss, wie er zwischen diesen beiden Welten leben kann. Diese Frage wurde neben der psychologischen – „Wie ist es möglich, dass Menschen so irrational denken, fühlen und handeln?“ – zur zweiten, sein gesamtes Lebenswerk be-

stimmenden Grundfrage. Auf Grund seiner eigenen existenziellen Situation war Fromm brennend daran interessiert, zum einen herauszufinden, wie man allein und ein Individuum sein kann, ohne allein zu bleiben; zum anderen brauchte er eine Antwort auf die Frage, wie man beim Anderen und gesellschaftlich angepasst sein kann, ohne seine Individualität und seine Eigentümlichkeit zu verlieren.

Zwischen der ganz persönlichen und individuellen Welt einerseits und der öffentlichen und gesellschaftlichen Welt andererseits kann man nur leben, wenn der Mensch sowohl sein Individuelles und Besonderes bewahren kann als auch den gesellschaftlichen Anforderungen und Möglichkeiten gerecht wird. Fromms zweite Grundfrage hat also mit der Verhältnisbestimmung von Individuum und Gesellschaft zu tun.

Biografisch gesehen ging Fromm zuerst an die Beantwortung der zweiten Grundfrage. Im Mittelpunkt seines Soziologie-Studiums bei Alfred Weber in Heidelberg (1919–1924) stand eine Dissertation zur Soziologie des Diaspora-Judentums mit dem Titel *Das jüdische Gesetz*. Mit dieser Arbeit wollte er herausfinden, welche Bedeutung die gelebte Tora für das Zusammenleben von Juden hat, die in der Diaspora leben und deren Zusammenhalt als gesellschaftliche Gruppierung deshalb nicht durch staatliche oder andere öffentliche Institutionen gewährleistet ist.

Als Soziologe interessierte sich Fromm also gerade nicht für die Funktion, die Institutionen für das gesellschaftliche Zusammenleben haben. Er ging vielmehr der Frage nach, was Menschen ähnlich denken, fühlen und handeln lässt, die keinen solchen institutionellen Außenhalt haben, und kam zu der Erkenntnis, dass es die gelebten Ethosformen, also durch die religiöse Praxis verinnerlichteten Haltungen sind, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt gewährleisten. Man könnte auch sagen, Fromm hat bereits in seiner Dissertation einen sozialpsychologischen Denkansatz praktiziert, ohne schon ein eigenes psychologisches Konzept zu haben. Dieses hat er bald nach Beendigung der Dissertation im Jahr 1922 über seine Freundin Frieda Reichmann entwickelt.

Noch mehr als das Studium und seine Dissertation hat vermutlich sein privater Unterricht von 1920 bis 1925 bei dem Lehrer Salman Baruch Rabinkow in der Rahmengasse 14 in Heidelberg zur Frommschen Verhältnisbestimmung von Individuum und Gesellschaft beigetragen. Über diesen aus dem Chabad-Chassidismus kommenden Talmudlehrer, der selbst nur einen einzigen größeren Artikel mit dem bezeichnenden Titel „Individuum und Gemeinschaft im Judentum“ (1929) verfasst hatte, schrieb Fromm selbst: „Ich war etwa fünf oder sechs Jahre lang Rabinkows Schüler und, wenn ich mich recht entsinne, besuchte ich ihn damals fast jeden Tag. Den Großteil der Zeit verbrachten wir mit dem Studium des Talmud. Ansonsten studierten wir die philosophischen Schriften von Maimonides, das Buch *Tanja* von Schneur Salman, die *Jüdische Geschichte* von Weiß und diskutierten soziologische Probleme. Er interessierte sich sehr für meine Doktorarbeit und war mir bei ihrer Anfertigung behilflich. Rabinkow beeinflusste vielleicht mein Leben mehr als jeder andere Mensch. Seine Ideen blieben in mir immer lebendig, wenn auch in anderen Vorstellungen und Begriffen. Rabinkow war ein Mensch, bei dem man sich nie, auch nicht beim allerersten Treffen, wie ein Fremder fühlte. Es war vielmehr, wie wenn man eine Unterhaltung oder Beziehung, die schon immer bestand, fortsetzte. Dies ergab sich zwangsläufig aus seiner Einstellung heraus. Es gab bei ihm keinen höflichen »Small Talk«, kein vorsichtiges Sondieren, kein fragwürdiges Wertschätzen seines Besuchers, sondern eine unmittelbare Offenheit, Interessiertheit, Teilnahme ... Ich war in seiner Gegenwart nie schüchtern, und ich kann mich an keine einzige Situation erinnern, in der ich mich vor seinem Urteil gefürchtet hätte, in der ich Angst vor dem gehabt hätte, was er zu diesem oder jenem sagen würde oder gar, dass er mich verurteilen würde. Er versuchte nie, mich zu beeinflussen, mir zu sagen, was ich zu tun hätte, mich zu ermahnen. Das einzige, womit er mich beeinflusste, war sein Sein, sein Beispiel, obwohl er der Letzte gewesen wäre, der ein Beispiel hätte geben wollen. Er war ganz er selbst.“

Ich zitiere die Erinnerungen Fromms an Rabinkow bewusst so ausführlich, weil sie zeigen, dass Fromm ihn ganz ähnlich erlebt hat wie ich fünfzig Jahre später Fromm erlebt habe: als einen Menschen, der zu einer direkten Begegnung fähig ist. Rabinkow faszi-

nierte weil er ein konsequent religiöses Leben praktizierte und gleichzeitig völlig frei und unabhängig war. In seinen Lehren vertrat Rabinkow eine radikal humanistische Einstellung und sah gleichzeitig „im Judentum ein System, das alle Betonung auf Gleichheit, Gerechtigkeit und auf die Würde des Individuums legte“. Die Freiheit, der sein zu können, der *er* sein wollte – diese individuelle Selbstbestimmung war höherrangig als jede gesellschaftliche oder von der Glaubensgemeinschaft geforderte Erwartung.

Der Psychiater Nahum Goldman, der auch zu den Schülern Rabinkows zählte, verdeutlichte diese Verhältnisbestimmung von Individuum und Gesellschaft zugunsten der Freiheit des Individuums an folgender Begebenheit: Als Rabinkow von einem neoorthodoxen Juden, für den das Barttragen des männlichen Juden ein Muss war, gefragt wurde, warum er denn keinen Bart trage, konterte Rabinkow nicht ohne Humor: „Nehmen wir an, mein Leben geht zu Ende und ich bin ohne Bart. Wenn ich sterbe und in der nächsten und besseren Welt vor Gottes Thron komme, ist das Schlimmste, was mir passieren kann, dass Er zu mir sagt: »Jude Rabinkow, wo ist Dein Bart?« Ich werde ihm dann antworten müssen: »Herr, hier ist ein Jude ohne Bart.« Aber wenn Du vor Gott erscheinst, wird er Dich fragen: »Bart, wo ist Dein Jude?«“.

Die von Rabinkow vorgelebte Freiheit stellte Fromms bisherige Praxis, seine individuellen Interessen von den Erwartungen der Religion der Väter her zu definieren, grundsätzlich in Frage. Der am Osterfest 1926 vollzogene Bruch Fromms mit der orthodoxen Religion der Väter hätte ohne den von Rabinkow vorgelebten Humanismus kaum von Fromm realisiert werden können. Es war also nicht nur der Umgang mit Freuds Lehre vom Unbewussten, der zu dieser Befreiungstat und persönlichen Neubestimmung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft bei Fromm führte.

Die persönliche Befreiung Fromms führte in den Folgejahren zu einer sehr fruchtbaren wissenschaftlichen Neuorientierung Fromms, und zwar gerade bei der Frage der Verhältnisbestimmung von Individuum und Gesellschaft. Glaubte er bisher, in einer orthodox gelebten jüdischen Religionspraxis das Individuelle und Eigene zu finden und sah er sich in einem Spannungsfeld zur bürgerlichen und nicht-jüdischen Gesellschaft, so

konnte er jetzt sehen, wie sehr er bisher der Gesellschaft in Gestalt der religiösen jüdischen Lebenspraxis eine Vorrangstellung vor seinen individuellen Bedürfnissen und Interessen eingeräumt hatte.

Zweifellos haben die psychoanalytischen Erfahrungen, die Fromm Mitte der zwanziger Jahre machte, entscheidend zu dieser Veränderung beigetragen. *Der Psychoanalyse geht es ja um die Befreiung des Einzelnen aus verinnerlichten Ansprüchen der Gesellschaft, die seinen persönlichen Bedürfnissen und Interessen zuwiderlaufen.*

Für Sigmund Freud resultierten diese individuellen Wünsche aus Triebansprüchen. Der Mensch wurde deshalb als Triebwesen verstanden, dessen primäres Ziel die Befriedigung seiner Triebansprüche ist, während die Gesellschaft in erster Linie diese Triebwünsche einschränkt und begrenzt.

Grundsätzlich passte sich die Freudsche Psychoanalyse mit ihrem triebtheoretischen Konzept in das für das neuzeitliche Denken übliche „moderne“ Wunschbild ein, demzufolge sich die Interessen von Gesellschaft und Individuum gegenüberstehen. Diese neuzeitliche Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft war von zentraler Bedeutung. Sie ermöglichte nämlich die Überwindung des „vormodernen“ Wunschbildes, bei dem der Einzelne sich in erster Linie als Teil eines Kollektivs erlebte, so dass das starke Verbundensein mit der jeweiligen Lebensgemeinschaft überlebensnotwendig war.»

(Fortsetzung folgt)

Wir werden Mitte August 2012 diesen Brief miteinander besprechen. Wenn Sie an der Zusammenkunft teilnehmen möchten, erfragen Sie bitte den genauen Termin bei:

Oskar Jäggi-Zimmermann
Brandenbergstrasse 9, CH-8304 Wallisellen
Tel. 044 / 883 16 13 E-Mail ojrz@wwg.ch

Diskussionsbeiträge sind willkommen!

Unsere Rundschreiben über «Authentisch Leben», «Den Vorrang hat der Mensch» und die «Direkte Begegnung» finden Sie im Internet www.erich-fromm.de unter Arbeitskreis Schweiz.